

# Die Kunstwelt

Nr. 26

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Aus dem Leben des Arno Strozzi.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Schluß.)

Strozzi hatte schon früher die Schönheit seines Volkes gehabt, die immer etwas Pathetisches hat. Da er nun die Zartheit und Schwächlichkeit verloren, schien diese Schönheit uns erhöht und befestigt, sie war beschwert und ausdrucksvoll. Sie hatte Charakter bekommen. Sie erzählte von dem Lehrmeister Leben und seinen Buchtruten, aber auch von einer Verwindung und von einer Vergnädung, die aus der Quelle der Güte fließt. Unsere Bildhaueraugen suchten danach und freuten sich. Und unsere Hände vergaßen nicht den Versuch, ihr Entzücken auszudrücken. Aber das kam uns dann jedesmal wie eine Indiskretion vor.

Draußen ging der Herbst vorbei und machte die Blätter fallen. Wir hierinnen glaubten an einen, dessen Leben in einem neuen Frühling stand, eben aus totem Laub entsprossen, mit neuen Trieben, in denen die Kraft harten Ringens und schwerer Tage lebendig ist. Und wir dachten, daß es einem Herbst entgegenwache, der die Reife bringe und den Segen der Früchte. Wir bauten auf Strozzi unsere stärksten Hoffnungen wie auf einem Felsen auf.

Und Strozzi arbeitete. Vom zweiten Tage an in der Frühe arbeitete er mit einem Eifer, der geradezu fanatisch war. Der Dürstende wuchs sichtbar unter seinen Händen. Mit scharfer Zurückhaltung sahen wir das Werk fortschreiten, mit stillem Staunen sahen wir Feinheit sich an Feinheit reihen. Und so groß war unser Respekt, daß wir nie herantraten, wenn Strozzi nicht da war.

Nur manchmal, wenn unser Meister mit Clarisse in traulichem Gespräch in einer

Ecke des Ateliers stand, wie es nun öfter der Fall war, traten auch wir ohne Strozzi's Anwesenheit näher herzu, denn in Clarisse sahen wir die Hüterin seines Schaffens, unter deren Augen wir das Heiligtum ohne Scheu betreten durften.

Einmal auch sahen wir sie den Meister an der Hand nehmen und vor das Werk führen,

und, in Betrachtung versunken, schweigend mit ihm davorstehen. Ein rotes Weinblatt, das wie blutgefärbt war, schlug von Zeit zu Zeit an die Scheibe, als klopfte ein welker Finger, der zum Sterben rufe. — —

Strozzi hatte sein Werk vollendet. Wir bestürmten ihn, es auszustellen. Er war nicht zu bewegen. Es war fertig für ihn, da stand es.

Was weiter geschah, schien ihm gleichgültig. Und nun trug er sich schon mit neuen Plänen. Der Dürstende blieb also in unserer Werkstatt.

Aber der Meister wußte Kenner und Käufer zu interessieren, daß sie kamen und die Arbeit besichtigten. So wurde doch schließlich Strozzi's Name und dessen Kunst bekannt, und es fand sich auch ein Käufer für sein Werk. Er erzielte sogar einen sehr hohen Preis. Als er dann aus unserem Atelier weggenommen wurde, war das geradezu ein Trauertag für uns. Nun war auch Strozzi von uns weggezogen. Vor der Stadt draußen, in Waldesnähe, hatte er sich ganz einsam ein Atelier gemietet. Er hatte sich nach und nach gänzlich zurückgezogen. Seine Arbeit verbarg er. Besuchte man ihn, so dauerte es stets eine geraume Weile, bis er öffnete. Mancher, der ungeduldig war und diese Weile nicht abwarten konnte, bekam so Strozzi lange nicht zu Gesicht. Wurde man endlich eingelassen, fand man alles im Atelier verhängt. Jeder Neugier, in Fragen und Blicken, wehrte Strozzi mit aller Energie. Nur Clarisse, die täglich hinaus ins Atelier kam und täglich mit Strozzi zusammen war, wußte um sein Schaffen.

Goujanoff war wieder in seine Wohnung eingezogen,



Waisennädchen. Nach dem Gemälde von M. Liebermann.

eingezogen, Strozzi hatte sich in der Nähe seiner Werkstatt eingenistet, und Clarisse war nicht wieder zu ihrer Mutter gegangen, sondern wohnte allein für sich. Sie arbeitete weiter bei uns, und wenn wir auch ihre Leistungen nicht allzu hoch stellten, verehrten wir sie doch um ihrer menschlichen Eigenschaften willen und halfen ihr, soweit wir es konnten, den Weg gehen, den sie frei und frank gewählt hatte. Jeder wollte ihr Stütze sein, und alle wollten wir es, nur um ihr dienen zu können und nützlich zu sein in ihrem Interesse.

Wir hatten uns nach und nach und nicht ohne Traurigkeit an die verschwiegene Art Strozzi gewöhnt. Wir fragten nicht, wir wußten nur, er arbeitet. Er hatte ein kleines Modell gemacht, das einem Zweiten nicht viel sagte, und schuf direkt aus dem Stein. Wir waren in der sicheren Erwartung einer bedeutenden Leistung und trauten seinem Können zu, daß er sie auf diesem Wege sicher erreichen könnte.

Der Winter schied wieder einmal, und der Frühling erfüllte die Welt mit seiner Jugend. Wir waren wohl erwarter geworden, aber immer noch jung genug, um uns des Lenzes zu freuen. Mit allen Sinnen gaben wir uns seiner Lust hin.

Nur einer blieb still unter uns. Er hatte sich gänzlich verändert: Goujanoff. Es fehlte sein Antrieb zum Genuß des Lebens, und sein weißer Rat blieb aus.

Scherzend sagte der Meister einmal zu ihm: „Goujanoff, Sie sind an Weisheit arm geworden. Oder liegt sie in Stücken?“

Goujanoff erwiderte: „Vielleicht, denn alle Weisheit bricht so leicht, wenn uns das Leben naherückt, und Praxis und Theorie sind sich immer ein wenig feindlich. Die stärksten Theoretiker sind meist die schwächsten Praktiker. Denken Sie, das sei mein Fall!“

„Goujanoff, das klingt lustig in die Frühlingstlieder hinein! Und zudem, es gibt keine Härte des Lebens, der man nicht in sich eine größere entgegensetzen könnte.“

„O ja, daran aber kann man leiden, daß man diese Härte in sich haben und sie üben muß.“

„Aber dann löst sich doch alles in diesem Muß. Früher hätten Sie gesagt: seiner Notwendigkeit kann keiner ausweichen. Die fragt nach keinem Leid.“

„So sind wir also im Kreise herumgegangen,“ sagte darauf Goujanoff, „denn der Theoretiker hat gewiß recht — und der Praktiker sieht es auch noch ein, aber was schwer geworden, wälzt er damit doch nicht von seinem Leben.“

Darauf sagte unser Meister nichts mehr.

Uns fielen solche Gespräche schwer auf die Seele und machten uns wohl auch neugierig. Aber der Ernst Goujanoffs verbot es uns von selbst, daß wir ihn mit Fragen und Bemerkungen belästigten. Er litt, das sahen wir täglich. Er war schen und aufgeregter und stand oft ganz in Gedanken versunken, die ihn von der Arbeit abzogen und seinem Wesen die sichere Stetigkeit nahmen, die sich sonst in allem betätigt hatte. Er war blaß und sah krank aus, und in sein Antlitz gruben sich tiefe Linien.

Mächtig dämmerte ein Verdacht in uns auf. Erst ein flüchtiger Einfall nur, abgewiesen und für unmöglich gehalten, dann ein bang wiederkehrender Gedanke, der zu Aufmerksamkeit und lauernder Beobachtung zwang, dann eine Gewißheit, die ein Zufall, eine Begegnung gab und in ihrer Wiederholung bestätigt wurde: Goujanoff und Clarisse liebten einander. Ja, es war ganz gewiß, Clarisse liebte Goujanoff wieder, mit der ganzen Freiheit und Zwanglosigkeit, wie ihre Natur, nach irgendeiner Seite erwacht, es nach dieser Seite forderte.

Was war es, das uns so traf? War es etwas so Besonderliches, daß die beiden sich liebten? War es nicht ganz natürlich? Da stand aber Strozzi und schien sie voneinander zu trennen. Und doch war auch kein Vereinen mit ihm für Clarisse, denn da schien uns Goujanoff trennend. Unsere Gedanken eilten vom einen zum anderen, hasteten bei Clarisse und wühlten Fragen auf, hasteten bei Goujanoff und kehrten zu Strozzi, fragten und fragten nicht, begriffen auch nicht, weil sie bei ihm nicht eindringen konnten. Rätsel und Zwiespalt — wir mußten sie beide hinnehmen. Eines freilich begriffen wir sofort: woran Goujanoff litt, woran er leiden mußte. Er litt an dem, was er dem Freunde tat, er litt an Strozzi. Das drückte ihn nieder, übte seine niederschmetternde Gewalt auf ihn.

Darum sahen wir auch ein, daß es eine große Liebe sein mußte, die ihn ergriffen hatte, sonst wäre er ihr ausgewichen, hätte sie vernichtet in sich, im Reine erstickt, denn keiner war ein treuerer Freund als Goujanoff und keiner legte auf das Leben schwerer die Forderung der Verpflichtung. Und keiner fühlte mehr Verantwortung vor sich selber als er. Es mußte eine große Liebe sein, daß er so Kampf und Vorwurf, still in sich getragen, auf sich genommen hatte und ihr lebte.

Es schien uns nicht wunderbar, daß auch Clarisse endlich von der allesbezwingenden Lebensmacht ergriffen worden. Nur wie sie sich zu Strozzi verhielt und wie ihr Verhältnis zu ihm war, das schien uns das Rätsel. Lebte auch sie in Zwiespalt, in Falschheit gar, war etwas verloschen in ihr, war sie einem stärkeren Zwang unterlegen — dem unheimlichen Zwang, den Goujanoff ausüben konnte — oder war alles still und klar in ihr, und waren Freundschaft und Geschwisterlichkeit nicht bis zur sengenden Glut der Liebe gewachsen, ihr Herz vor dem schwereren Wahrsinn, in der ein unwachsender Augenblick zuletzt über ein klares Wollen und sicheres Begehren entschieden hatte?

„Schwester Clarisse“ — es klang noch in unseren Ohren. Hatte er mehr als die Krankenschwester gemeint? Hatte sie mehr darunter verstanden? Und mehr schließlich als die Schwester auch? Ging sie in Träumen, denen die Wirklichkeit das Erwachen bringen mußte?

„Schwester Clarisse“ — und war sie Strozzi nicht mehr geworden, trotz aller Gemeinschaft und Gemeinsamkeit, trotz aller Innigkeit! Ob er je Liebe für sie gefühlt? Sie hatte ihn in seiner Krankheit gepflegt, hatte ihn seiner Kunst wiedergegeben. Er hielt ihre Hand und erstarrte an ihr und behielt sie als das Feste und Reine in seinem Leben. Er ging in Träumen, ganz gewiß, und seine Kunst ward Wirklichkeit in ihnen. Vielleicht, wenn einmal sein neues Werk vollendet wäre, wenn wir es kennen lernen würden, vielleicht würde es davon Zeugnis geben und uns sein Fühlen aufschließen, aufschließen, wie nahe, verborgen und schweigend sein Herz ihr gekommen war, während er sich in Scheu und Verehrung von ihr ferngehalten hatte. Und war sein Herz von reicheren Wünschen für Clarisse erfüllt — so sahen wir es kommen — dann mußte sie für ihn die Vernichtung werden. Ihre Liebe zu Goujanoff, der sie lebte, mußte ihn bis ins Mark treffen.

So waren unsere Erwägungen und Vermutungen. Niemand hatte sich uns anvertraut, um Vertrauen wagten wir nicht zu bitten. So kamen wir überein, Strozzi vor zu früher Aufklärung zu bewahren. So wurden wir die Komplizen der Liebenden darin, daß wir dem Freunde die wahre Sachlage mit allen Mitteln und aller Vorsicht verborgen zu halten suchten. Es war nicht allzu schwer, unser Wissen nach der einen Seite nicht zu verraten und Strozzi anderseits isoliert zu halten. Dennoch bangten wir beständig und behüteten unser Geheimnis mit

einer Vorsicht, die still und zart und stets auf der Dauer war, gleichwie man ein Spinnweb, das ein geringer Windzug zerreißen kann, manchmal hütet, weil man seiner Entstehung zugesehen und es darum lieb hat, und weil es einem leid tun würde, wenn das schöne Gewebe zerstört hinge, statt sich in seiner wunderbaren Vollendung in der Sonne zu spannen. Und trotz der Erkenntnis, wie gefährlich so vielen harmlos zum Lichte strebenden Geschöpfen es ist.

Clarisse kam täglich zu Strozzi, und er nahm wie immer ihre Hand und streichelte sie wie früher, harmlos und gut. Clarisse widmete sich ihm zu dieser Stunde und lebte ihre Liebe zur anderen. Nichts Irdisches störte sie jetzt. Seine Kunst ward lebendig in ihr, und in ihr war sie mit ihm verbunden in einer geschwisterlichen Einheit.

Strozzi wußte von der Welt um sich nichts und lebte wie ein Begrabener. Aber auch er mußte ja einmal zu Tag und Wissen steigen, weil kein Lebendiger sich auf die Dauer vor dem Lebendigen verschließen kann.

Er hatte sein Werk vollendet. Er stand davor und sann. Er betrachtete es von allen Seiten. Dann nahm er Hammer und Meißel und begann einen Buchstaben in den Sockel einzuhaufen.

Er war mit ihm zu Ende, da klopfte es draußen, und Clarisse rief seinen Namen.

Er öffnete.

„Schwester Clarisse!“

Er sagte es inniger als sonst. Er behielt ihre Hand länger als sonst. Er drückte sie leicht und beugte seinen Kopf tiefer zu ihr.

„Vollendet!“ sagte er.

Clarisse sah den eingemeißelten Buchstaben.

„Was soll das?“ fragte sie.

„Es sollte noch Dein Name kommen,“ sagte er, und dann fuhr er leise und innig fort:

„Dir zu eigen, Clarisse, weil Du die Reinheit bist und die Helle in meinem Leben und das tropfende Wasser des Lebens, das hier in dem Brunnen aufgefangen wird, den die Genien des Lebens behüten, nach dem ich gedürstet habe in meinem ersten Werke und dem ich Vollendung gab in meinem zweiten, mit dem ich Dich mir verdienen wollte. Dich, Clarisse, weil Du mir mehr bist — weil Du — weil Du mir die Liebe bist!“

Er hatte es heiß ihr zugeflüstert.

Da preßte und engte ein Atemzug ihre Brust, da gingen ihre Lider hoch, da wurde sie weiß wie frischer Schnee. Da fiel ein Brand auf sie, da sank eine Kälte über sie. Da war sie sich bewußt geworden und seiner. Da war das Leben wie ein Raubtier an ihre Brust gesprungen und hatte sich tief in sie eingekrallt. Es tat ihr weh und tat ihr wohl, und sie wußte nicht, was sie lieber hatte: Wohl oder Wehe. Vor ihr war eine Tür aufgesprungen, eine unheimliche Tür, und tausend Türen waren hinter ihr und taten sich auf, endlos Tür um Tür, und hinter jeder stand eine Frage, und hinter keiner war eine Antwort — und alles war ein großes, fürchtbares, quälendes Rätsel, das sie unentzifferbar vor sich festhielt. Und sie hatte eine Angst — und sie war so schwach — sie konnte nicht weg — sie konnte nicht hineinsehen — und sie mußte und mußte doch.

Ihr Leben ein Zwiespalt und eine Schuld, ihre Reinheit Lüge, ihr Gefühl Falschheit, ihre Helle Dunkel, und all ihr Gutes und all ihre Güte schändlichster Betrug.

Es schlug sie nieder.

Sie ließ seine Hand los, sie sank an ihm herab, wie ein Blatt vom Baume fällt. Sie umschlang seine Knie und schluchzte.

„Arno — Bruder — Freund!“ flehte sie.

„Schwester Clarisse!“ bat er und strich ihr über den Scheitel.

„Betrogen!“ sagte sie. „Ich bin unrein, Arnol!“

„Ich liebe Dich dennoch, Clarisse!“

„Aber,“ sagte sie, „ich liebe —“

Sie vollendete nicht.

„Goujanoff?“ fragte er.

„Ja!“ stöhnte sie. Und trotz aller Angst und alles Schmerzes war doch in diesem Ja ein warmer, fester Klang.

Einen Augenblick stand Strozzi unschlüssig.

Dann hob er die Weinende auf.

„Ich danke Dir, Clarisse!“

Er hielt sie umschlungen.

Er kämpfte in sich. Willenlos hing sie an ihm. Dann sagte er: „Ich halte Dich nicht —“

Er biß sich auf die Zähne. Dann ruhig und milde: „Geh zu ihm!“

Sie wand sich an ihm empor.

Und vor ihr stand das Leben und zwang sie, ihm Auge in Auge zu starren.

Sie sank wieder hin.

Dann hob sie sich mit einem Ruck auf, nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und küßte seine Stirn.

„Leb wohl, Arnol!“

Aber da wirkte er das Wort.

„Leb wohl, Clarisse!“

Dann ging sie.

Clarisse war zu Goujanoff geeilt, und als dieser eine Stunde später bei Strozzi eintrat, hatte er ihn vor seinem Werke stehend gefunden, ganz in sich versunken. Goujanoff wagte ihn nicht aufzustören. Ein großer Schmerz um den Freund senkte sich auf seine Seele und hielt ihn mit eisernen Krallen fest.

Lange stand Strozzi unbeweglich da.

Dann deckte er sich die Augen wie vor einer Vision, und es war, als sammelte er sich zu ihrer vollen Anschauung, um sie sich tief in die Seele einzuprägen.

Als er die Hände senkte, sah er mit erhabenerm Haupte zu seinem Werke auf. Fülle, Stärke, Reichtum schienen von ihm auszustrahlen. Ja, er war stärker und reicher geworden.

Behutsam, auf den Fußspitzen, schlich Goujanoff hinaus. Leise schloß er die Tür hinter sich. Es war ihm, als käme er aus einer Grabkapelle. —

Wir gingen noch am späten Abend, Strozzi in seinem Atelier zu besuchen. Es blieb verschlossen.

Wir gingen am folgenden Tage wieder. Es wurde nicht geöffnet. Da wurden wir unruhig. Es packte uns ein unheimliches Gefühl, und wir öffneten gewaltsam.

Vor uns stand Strozzi's Schöpfung, die wir noch nie hatten sehen dürfen. Ein dunkler, geheimnisvoller Brunnen, dessen Tiefe drei kniende Gestalten bewachten: drei Jungfrauen, die leise über seinen Rand gebeugt waren, in denen alles Irdische und trotz der körperlichen Darstellung alles Körperliche aufgelöst schien, die, nur ihrer hohen Aufgabe hingegeben, ganz von ihr durchdrungen, ganz in ihr verloren waren. Kindlichkeit und Reinheit mischten sich mit zarter Schönheit und frommer Askese in ihnen.

Kirchenstille. Wir setzten uns schweigend auf die Bank an der Mauer.

Man hörte, wie unser Atem in tiefer Ruhe ging. Es war weisevoll und feierlich, wie das Schweigen uns umring und das Werk zu uns redete. —

Da ging es vor unseren Augen in eine Gestalt zusammen, die feinsch und kühl war, wie die drei, die er geschaffen hatte, in der nun aber etwas Neues lag, das sie vorher nicht besaßen und das keiner der drei für sich besaß. Die nicht nur die Enthobenheit der Empfindung und Sehre hatte, Kühle und Marmor war, überirdisch und heilig, sondern die auch irdisch und

warm, von rotem Blute durchpulst und von menschlich-weiblichem Fühlen belebt war.

Wir saßen noch lange still.

Plötzlich sagte einer: „Rauschen wie dem tropfenden Wasser?“

Er erhielt keine Antwort.

Und dann nach einer langen, sehr langen Pause murmelte Goujanoff: „Er wird wiederkommen, mit reichen Schätzen, wie die Karawanen, die durch die Wüste sich durchgekämpft haben. Ja, er wird sehr reich sein!“

Wieder war es still.

Zulezt fragte einer: „Und Clarisse?“

Da sahen wir Goujanoff erbleichen. Er zitterte und sah sich ängstlich um, als ob er ein Verlorenes suche.

Clarisse war heute nicht im Atelier gewesen. Es war nicht beachtet worden, es war schon öfter vorgekommen.

Nun stürzte Goujanoff hinaus, ohne Gruß und Abschied.

Wir haben Clarisse unter Lorbeer in Strozzi's Atelier zu Füßen seines Bildwerks gebahrt.

Sie war in den Fluß gegangen in der Morgenfrühe und bald aufgesischt worden.

Wir haben sie in der Morgue gefunden.

Nun lag sie da in ihrer wunderbaren Schönheit, die kaum gelitten hatte. Ihre großen Augen waren geschlossen, ihre Hände waren leicht in ihren Schoß gelegt.

Es waren friedliche Hände. Nur in der Nacht, wenn wir die Totenwache hielten, war ein zuckender Glanz in ihnen, der nicht zur Ruhe kam; aber am Tage waren sie still und ruhig. . .

Er stand auf der Höhe und sah über das unendliche Häusermeer der Riesenstadt, die er verlassen hatte. Um ihn rauschte der Morgen mit vollem Flügelgeschlage — unten schwebte die lärmende Stadt. —

Er stand und lauschte.

Breit über ihn fiel das strahlende Licht, aus Nebel nur glühten die Dächer und Türme und Kuppeln der Stadt herauf. Um ihn sprang der Wind, sprang über Gras und See und die Fülle der Saaten, über ihm glänzte das Blau, von dem der letzte Hauch der Nacht verwehte. Ueber ihm und um ihn war es klar, klar und groß, groß das Leuchten und groß der Wind, groß und hoch der Himmel und die Erde weit. Um ihn war das Wachsen — das Wachsen, das gewiß war, denn aus dem Morgen mußte der Mittag werden und aus dem Mittag der Abend. Zur Reife mußte, was in den Tag schoß, ob leicht oder schwer, ob mühevoll und in Traurigkeit, ob zur Krönung oder nur zum Sterben: es mußte zu seinem Ende gedeihen, was ins Leben gerufen war, und darin ist kein Unterschied zwischen Galm und Mensch, Mehre und Werk.

Er sah hinunter zur Stadt, wo die Nebel noch in Kämpfen wogten. Der Aublich rührte nicht an seine Seele. In seiner Seele war etwas fest und abgeschlossen worden, das tat sich nicht mehr auf. Das rief ein hartes, forderndes: Vorbeil!

Wollte er die Türen aufreißen und Rückschau halten?

Er stand im Morgen und war auf die Höhe gestiegen.

Er drehte sich um und ging dem Tage entgegen. Morgenlieder zogen mit ihm und trugen seinen Wanderschritt.

Einer war nachgegangen und hatte seinen Abschied belauscht: Goujanoff. Und wie die Gestalt des scheidenden Freundes in die Sonne hineintwuchs, sank Goujanoff in die Schatten zurück, die mit ihren Nebelarmen ihn umhüllten. Er kehrte in die große Stadt zurück und verlor sich in ihrer Brandung.

Nur einmal hat ihn einer von uns wieder gesprochen, und einmal erblickte auch ich ihn von ferne — plötzlich auftauchend und im Gewühl der Straßen wieder versinkend. Seine Gestalt war gebeugt, und seine Stirn hatte den düsteren Schleier behalten, den der Gram seiner Nächte ihm gewoben.

## Die Bewässerungsländereien des nordamerikanischen Westens.

Von Albert Rudolf.

(Schluß.)

Großartige Farmen liegen im Staate Colorado. Dasselbst ist der Gunnisonfluß in einer Höhe von 700 Meter durch einen Berg durchgeleitet worden. Die Länge des Tunnels beträgt nahe an 10 Kilometer, und 56 000 Acres Land werden durch Bewässerung der menschlichen Kultur erobert.

Ein interessantes Werk ist gegenwärtig im Staate Idaho im Bau begriffen. In der Nähe des Schlangensflusses liegen ungefähr 40 000 Hektar reiches Land, aber, wie überall im Felsengebirge, ohne genügende Niederschlagsmengen. Der Schlangensfluß jedoch liegt tiefer als das zu bewässernde Land, mit dem Baue eines Dammes ist es daher nicht getan. So hat man denn riesige Pumpstationen angelegt, welche das Wasser des Flusses hoch empor treiben, damit es nach jenen Ländereien geleitet werden kann.

Wie schon oben erwähnt, sind die meisten Anlagen Stau- und Sammelanlagen, die einen Damm nötig machen. Nachdem nun das Wasser den Damm passiert hat, muß es sehr oft einen langen Weg zurücklegen, ehe es nach den Feldern kommt, auf denen es gebraucht wird. Aus dem Hauptkanal verteilt es sich dann in eine Anzahl Nebenkanäle, die so liegen, daß auf jeder der angeschlossenen Farmen das Wasser ohne weiteres aufgenommen werden kann. Auf der Farm selbst liegt ein ziemlich enges Netzwerk feiner Gräben, die mit einem besonderen Pfluge ausgehoben werden. Diese Gräben werden jährlich neu angelegt, entsprechend der wechselnden Bestellung der Felder. Die Zuflußkanäle sind von dem Grabenwerk auf der Farm durch Schleusentore getrennt, die bei Bedarf geöffnet werden. Bei der Bewässerung übersteigt das Wasser die feinsten Gräben und ergießt sich in das Feld.

Die von den Farmern verwendete Wassermenge ist im allgemeinen dreimal so groß, als nötig wäre. Die Bewässerungsfelder leiden unter demselben Mangel, unter dem der größte Teil der amerikanischen Landwirtschaft leidet: Mangel an intensiver Bodenbearbeitung. Je intensiver nämlich das Land bearbeitet wird, um so weniger Regen bzw. Bewässerung hat es nötig. Die Farmer glauben aber, daß das, was ihrem Lande an Bearbeitung abgeht, sie durch überreichliche Bewässerung ersetzen können. Das ist ein außerordentlich großer Fehler in volkswirtschaftlicher Hinsicht. Wenn mit dem Wasser sorgfältig umgegangen würde, könnte bequem die doppelte so große Fläche bewässert, d. h. die doppelte Menge Nahrungsmittel erbaut werden. Die vielen Talebenen des nordamerikanischen Westens, welche durch Bewässerung zu fruchtbarem Lande gemacht werden können, umfassen insgesamt 200 Millionen Hektar, während bei dem heutigen Wasserverbrauch in absehbarer Zeit nur 20 Millionen Hektar Land unter Bewässerung sein werden. Für weitere Ländereien reichen die vorhandenen Wasser nicht.

Zu dem Mangel an intensiver Bodenbearbeitung und der Verschwendung von Wasser gesellt sich in den meisten Fällen ein ungenügendes Verständnis für die Zuführung von



Der Arkan.

Wasser zur richtigen Zeit. Die fortgesetzt steigenden Eröffnungen von neuen Bewässerungsländereien machen einen unaufhörlich großen Zustrom von Ansiedlern aus den weiter östlich gelegenen Staaten der Union nötig, die nicht die geringsten Kenntnisse für den Bewässerungsbetrieb mitbringen. Um diesem Uebel abzuwehren, um aber auch den Ansiedlern, alten wie neuen, zu zeigen, welche Getreidearten, welche Futterpflanzen und welche Gemüse- und Obstsorten sich am besten für den Anbau eignen, hat die Bundesregierung je eine Experimentierfarm in den Staaten

Arizona, Nevada, Montana, Süd-Dakota und zwei im Staate Oregon angelegt. Die Anbauergebnisse dieser Farmen werden veröffentlicht; diese Veröffentlichungen stehen den Farmern zur Verfügung. Neben der Bewässerung zur richtigen Zeit ist der Anbau der für jede Gegend geeigneten Gewächse ein sehr wesentlicher Faktor. Denn die Bewässerungsländer verteilen sich nicht nur auf einen Landstrich, der sich mehr als 2000 Kilometer von Norden nach Süden zieht, sondern sie liegen auch in den verschiedensten Höhen. Zwischen den Höhen und haben Höhen der Südstaaten, in denen Frost und Schnee auch im Winter unbekannte Dinge sind, und den Hochgebirgstälern in Idaho und Montana, in denen im Sommer bisweilen mit Nachtfrösten gerechnet werden muß, ist ein sehr großer Unterschied. Dort finden wir eine sehr lange, hier eine kürzere Wachstumszeit. So sehen wir denn auf den Bewässerungsfeldern die verschiedensten Gewächse anbauen.



Frachtschiff am Hauptzollamt in Berlin.

Als Futterpflanzen für Rindvieh finden wir Klee in den nördlichen, Luzerne in den weiter südlich gelegenen Staaten. Auch Erbsenbau für die Schweinemast zeigt sich in manchen Strichen. Weizen, Hafer, Gerste liefern als Körnerfrüchte Riesenerträge, ebensolche von Hackfrüchten, Kartoffeln und Zuckerrüben. Der Gemüsebau, der im Westen so außerordentlich geringe, oft auch gar keine Erträge liefert, steht auf den Bewässerungsfeldern in großer Blüte. In Arizona, Neu-Mexiko und dem südlichen Kalifornien wird die Dattelpalme kultiviert. Auch die Baumwolle wird in den letztgenannten Staaten in neuester Zeit mit vielversprechendem Erfolge gezüchtet. Und zwar eine Baumwolle, die an Qualität der ägyptischen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Die Erträge sind zweimal so groß als beim Baumwollanbau in den nordamerikanischen Südstaaten. Die Folge davon ist, daß in wenig Jahren schon mit hoher Wahrscheinlichkeit die ägyptische Baumwolle vom amerikanischen Markte verdrängt sein wird. Doch zurückkehrend zu den Gewächsen der Bewässerungsfelder, finden wir weiter die Erdbeere vertreten. Neben den großen Erträgen, die sie da liefert, zeichnet sie sich dadurch aus,

daß ihre Erntezeit um fast zwei Wochen länger ist als beim gewöhnlichen Anbau. Baumfrüchte sind vertreten durch Pfirsiche, Kirschen, Äpfel, Birnen, von denen besonders große Mengen in Oregon und Washington angebaut werden. Die genannten Früchte liefern neben großen Ernten hervorragende Qualitäten.

Die oben erwähnten Demonstrationsfarmen der Bundesregierung zeigen uns, daß im Jahre 1909 54 Bushel Hafer pro amerikanischer Acre (0,40 Hektar) geerntet wurden, während auf den nicht bewässerten Feldern derselben Gegend der Hafer eine vollständige Fehlernte aufwies. Luzerne brachte 5000 Pfund Senf, auf trockenen Feldern nur 550 Pfund pro Acre, Gerste 31 Bushel auf ersteren, 2½ Bushel auf letzteren. So sind denn die Versuchsfarmen der Regierung sehr fruchtbar und zeigen den Farmern, welchen Reichtum an Nahrungsmitteln sie ihrem Boden abgewinnen können.

Diese wirtschaftliche Entwicklung durch die Bewässerungsfelder ist für den trockenen Westen um so wertvoller, als derselbe in sich schließt eine Anzahl Staaten mit ausgedehnten Bergwerksbetrieben, d. h. Staaten mit konsumierender Bevölkerung. So erwähnen wir Montana, Idaho, Wyoming, Colorado, Arizona, in denen Kohlen, Gold, Silber, Kupfer gewonnen werden. Die Nahrungsmittel für diese Staaten wurden und werden zum Teil heute noch aus den Staaten des mittleren Westens und des Südens herangeschafft. Ausgenommen hiervon ist natürlich Fleisch. Denn mächtige Herden von Rindern und Schafen werden auf den ungeheuer großen, wenn auch nur spärlich bewachsenen Weidegründen im Felsengebirge heute noch herangezogen und ausgeführt.

Während die Bewässerungsanlagen größtenteils durch Aktiengesellschaften gebaut wurden und noch werden, hat sich auch die Bundesregierung seit dem Jahre 1897 ins Mittel gelegt. Einschließlich der in der Ausführung begriffenen Projekte hat sie insgesamt deren einige dreißig in eigener Regie hergestellt. Die von ihr dabei beschäftigten Arbeiter beliefen sich im Vorjahre auf 14 000 Mann. Die bei den Regierungsprojekten angelegten Kanäle, welche das Wasser von den Reservoirs nach den Feldern

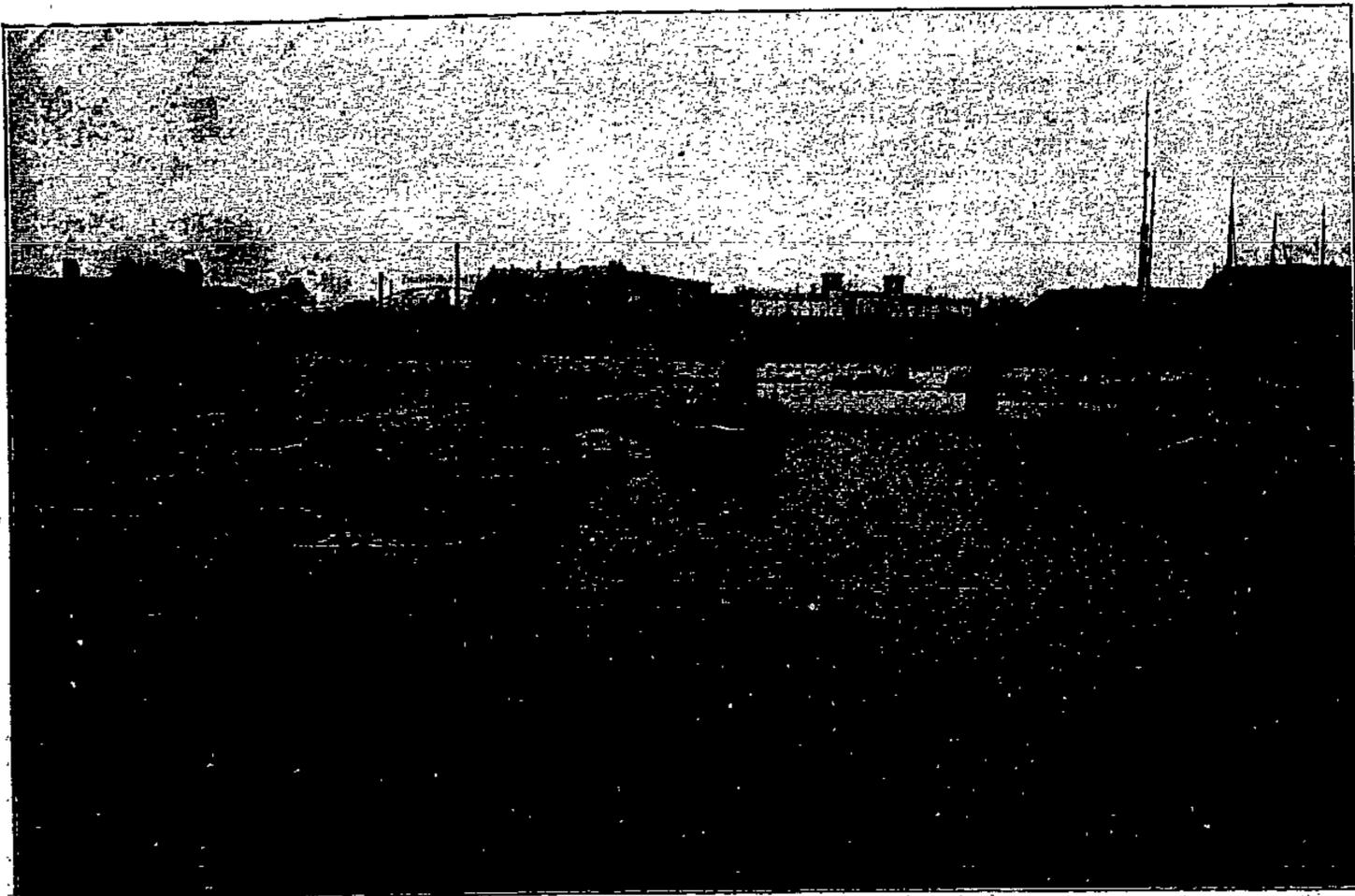
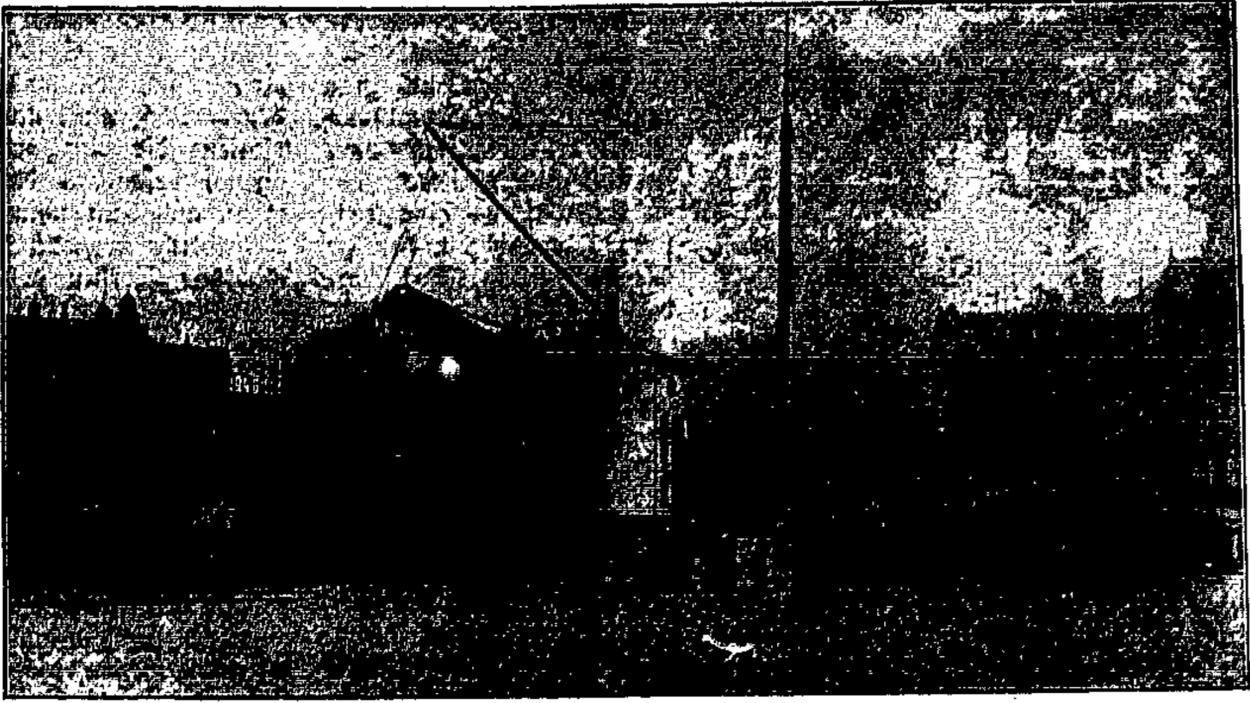


Bild auf den Berliner Humboldthafen.

leiten, würden aneinandergereiht eine Länge von San Francisco bis Peking ergeben! Die bisher verausgabten Summen für diese Zwecke belaufen sich auf 240 Millionen Mark. Da sich jedoch die Mehrzahl aller Anlagen in Händen von Kapitalistengesellschaften befindet, bilden sie eine unerschöpfliche Goldquelle für den Kapitalismus. Hier zeigt sich wieder einmal, wie jeder Kulturfortschritt in erster Linie dem Kapitalismus und nicht der Arbeit zugute kommt. Welch geringen Wert haben jene ungeheuren Ländereien in den heißen und trockenen Gefilden der Sierra Nevada und der Rocky Mountains ohne die durch menschliche Arbeit geschaffenen Bewässerungsanlagen!

Die Herstellungskosten der Anlagen sind im allgemeinen nicht größer, als daß sie, auf das zu bewässernde Land verteilt, pro amerikanischer



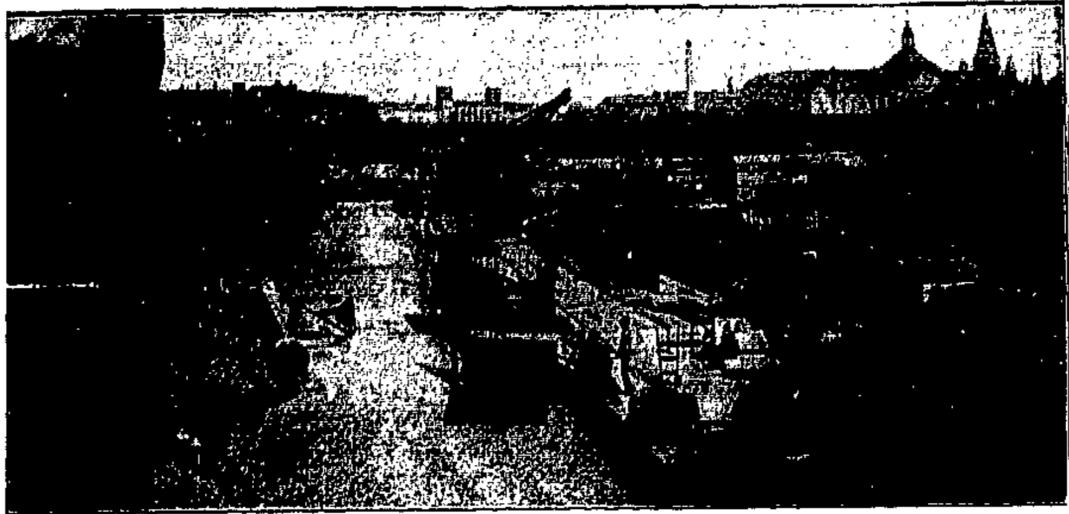
Das Ausladen der Schiffe.

billigen Landpreisen haben die Ansiedler nur die Selbstkosten für das Wasserrecht zu zahlen. In allen Fällen aber, ganz gleich, ob der Ansiedler das Land vom Staate oder einer Landgesellschaft erwirbt, werden die leichtesten Kaufbedingungen gestellt. Eine geringe Anzahlung beim Kaufe genügt, während zur Tilgung der Haupt-

siedelung dar. Da sie höhere Erträge liefern, findet man auf ihnen nicht die vielen brachliegenden großen Flächen, die für die amerikanische Landwirtschaft charakteristisch sind. Infolge der hohen und sicheren Erträge können die Farmer auch größere Abgaben für kulturelle Zwecke leisten. Bessere Straßen,

Ländereien ist. Während z. B. die Größe der amerikanischen Durchschnittsfarm 188 Acre (55 Hektar) beträgt, dürfte sie bei den Bewässerungsländereien — eine genaue Statistik existiert allerdings nicht — kaum über 40 bis 50 amerikanische Acre hinausgehen. Würde man nun hohe Anforderungen an den Geldbeutel der Ansiedler stellen, so würden nur wenige zu finden sein und der Zweck für das kapitalistische Unternehmen wäre verfehlt.

Die Bewässerungsländereien stellen eine höhere Stufe der Be-



Speicher am Humboldthafen.



Schleppdampfer an der Mähldammshleuse.

Acre nicht mehr als 20 Dollar ausmachen. In manchen Fällen betragen sie etwas über 30 Dollar. Die Landgesellschaften jedoch, die das Land in Händen und die es um einen lächerlich geringen Preis gekauft haben, und die meistens die Ausführung der Projekte finanzieren, verkaufen Land- und Wasserrecht um einen vielfach höheren Preis, als er ihnen zu stehen kommt. In solchen Fällen, in denen der betreffende Staat das Land hält und die Ausführung der Gesamtanlage irgend-einer Kapitalistengesellschaft überträgt, wird das Land den Ansiedlern zu einem sehr billigen Preise überlassen und sie haben von der Baugesellschaft das Wasserrecht zu kaufen. Dabei verdient sie natürlich hundert und mehr Prozent. Am günstigsten für die Ansiedler gestalten sich die Dinge bei den Projekten, bei denen die Bundesregierung der ausführende Teil ist. Neben

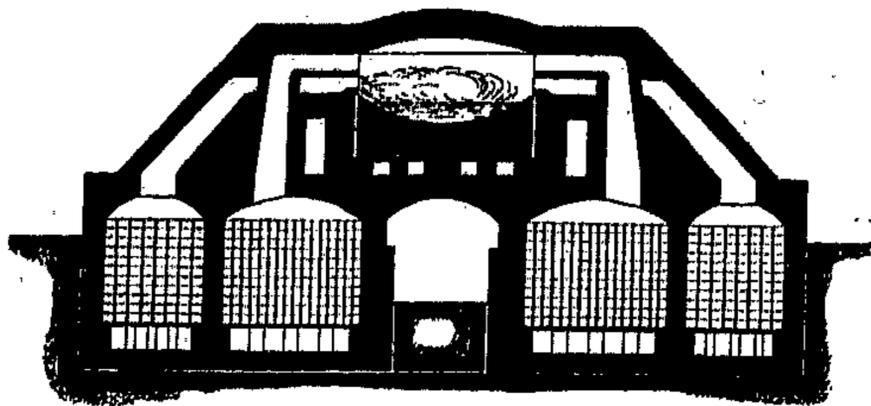
summe jährliche Abzahlungsraten zugelassen werden, die sich auf 10 bis 20 Jahre erstrecken. Da sich die Aufmachung neuer Bewässerungsländereien in ziemlich rascher Folge vollzieht, sind große Ansiedlermengen nötig. Bei der Besiedlung von Bewässerungsländereien kommen um so mehr große Menschenmengen in Frage, da die Besiedlung eine viel engere als bei anderen

bessere Schulen sind die Folge. Die Farmer haben im allgemeinen eine solche Größe, daß sie ein Mann, in diesem Falle der Besitzer, selbst bearbeiten kann. Als Bebauer des Bodens ist er natürlich, wie jeder Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft, ein Ausbeutungsobjekt des Kapitalismus. Er wird von ihm um den vollen Lohn seiner Arbeit jahraus, jahrein be-

trogen. Er muß von seiner Arbeit die Zinsen zahlen für die auf seiner Farm lastenden Schulden; das System des Zwischenhandels betrügt ihn beim Verkauf seiner Produkte; die Trustgesellschaften wiederum betrügen ihn, wenn er von ihnen Geräte und Maschinen kauft. Aber da der Bewässerungsfarmer meist allein sein Land bestellt, spielt auf den Bewässerungsfeldern das Arbeitersystem nicht die große Rolle wie anderwärts. Dasselbe wiederum bringt es mit sich, daß der Bodenbesitzer seine Arbeiter um einen Teil



Ziegelföhne.



Durchschnitt eines Siemens-Martin-Ofens.

ihres Lohnes betrügt. Das fällt hier weg; also auch in diesem Sinne sind die Bewässerungsarbeiten ein Stück entwickelterer Kultur.

Jeder, der etwas Sinn und Verständnis für menschlichen Fortschritt in sich trägt, wird mit heller Freude die Entwicklung der Bewässerungsländereien des nordamerikanischen Westens verfolgen. Hier zeigt sich der gewaltige Kulturwert der Menschenarbeit, hier zeigt sich der Adel, den die Arbeit in sich trägt, in hellstem Lichte. Hier zeigt sich auch wieder einmal, wie die vereinigte Arbeit von Hirn und Hand den Menschen höher und höher trägt und ihn zum Meister der Natur macht. Während beim gewöhnlichen Bodenbau der Mensch warten muß, bis die blinde Wahl der Natur seinen Pflanzen und Bäumen Regen spendet, nicht fragend, ob, wann und wieviel sie benötigen, gibt der Mensch der Bewässerungsländereien seinen Kulturen das kostbare Maß, wenn sie es nötig haben und soviel sie nötig haben!

Dort, wo früher große Rinderherden auf noch größeren Gebieten weideten — ein Kopf brauchte den äußerst spärlichen Wachstum vieler Acres — liefert heute ein Acre Futter genug für einen Kopf Vieh. Früher große Herden und hirn, erstreckt auf einer großen Viehform.

heute kleine Farmen mit kleiner Herden; aber auf der gleichen Fläche Land finden wir ungleich mehr Vieh, d. h. mehr Fleisch für die Menschheit. So ist denn dank menschlicher Arbeit der Wert eines Acre jener Bewässerungsländereien fünf- bis zehnmal so groß als ein Acre im Staate Illinois, d. h. einem der besten Staaten der Union. Aber die Freude, die wir empfinden bei der Betrachtung jenes Viehkulturwerkes, wird beeinträchtigt; denn wir sehen, daß der Lohn für diese ungeheure Arbeit in erster Linie nicht denen zugute kommt, die da mit Hacke und Schaufel, Hammer und Kelle zur Hand sind, um gewaltige Dämme zu bauen, nicht in erster Linie denen zugute kommt, die mit dem Pfluge die Scholle brechen, sondern denen, die den Schweiß produktiver Arbeit nie gekannt haben. —

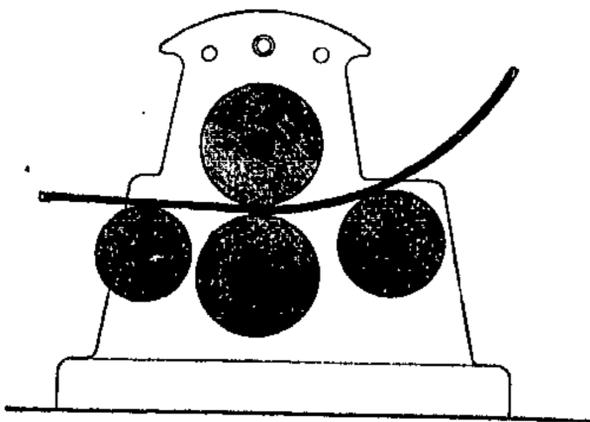
## Das Werden des Dampfkessels.

Von Karl Hermann.

Wer sich des tosenden Geräusches erinnert, das einem in früheren Jahren aus einer Maschinenhalle entgegen drang, ist überrascht, wenn er heute wahrnimmt, wie viel ruhiger die modernen, weit leistungsfähigeren, großen Dampfmaschinen laufen. Das kommt daher, daß die Technik des erakten Maschinenbaues gegenwärtig über die zweckmäßigsten Arbeitsmethoden verfügt, die passendsten Werkzeuge und Werkzeugmaschinen in ihren Dienst stellt und die Auswahl der geeignetsten Materialien beherrscht. Das letztere ist nun nicht allein für die Herstellung der Dampfmaschinen, sondern auch im Bau derjenigen Apparate äußerst wichtig, die die Heizkraft der Kohlen für die Dampfmaschine erst in Spannkraft umsetzen, für die Dampfkessel. Wie man die Dampfmaschine durch gute Materialien und geschickte Arbeit auf einen hohen Grad der Vollkommenheit brachte, so hat man mit denselben Mitteln auch die Dampfkessel derart leistungsfähig gemacht, daß sie den wachsenden

Ansprüchen der modernen Technik genügen. In früheren Zeiten, als man mit den ersten Dampfmaschinen arbeitete, suchte man sich mit aufeisernen Kesseln zu behelfen, — eine Tatsache, über die der heutige Werkmann den Kopf schüttelt. Denn das spröde Gußeisen besitzt nicht die nötige Elastizität und Widerstandsfähigkeit, die die Wandungen eines Kessels unbedingt haben müssen,

um den gewaltigen Druck im Innern mit Sicherheit aushalten zu können. Ein solcher gußeiserner Kessel, äußerlich kompakt und schwerfällig, war nur für mäßige Dampfspannung, wenige Atmosphären passend, unter dem die alten Niederdruckmaschinen gingen. Wir erwähnten in einem anderen Artikel der „Neuen Welt“ schon einmal, welche Ursachen zur Entwicklung der Hochdruckdampfmaschinen führten, und daß der Wegfall der Kondensation, die bei den Niederdruckmaschinen unentbehrlich war, zur

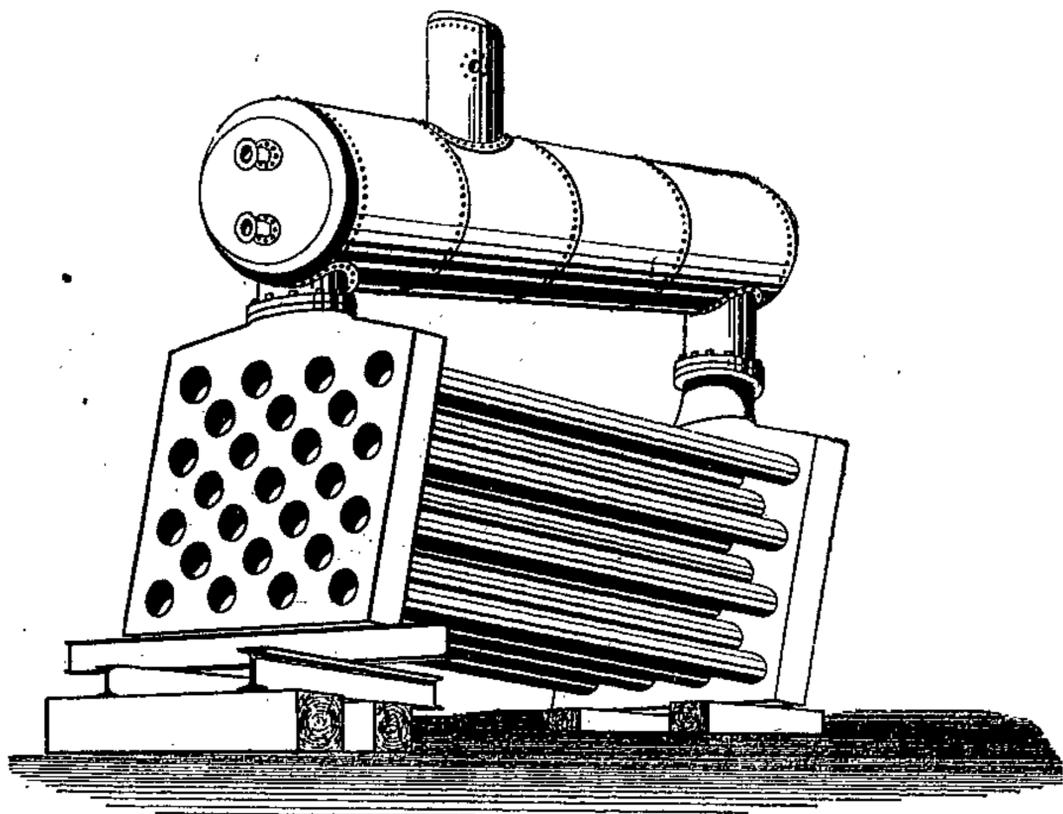


Schematische Darstellung einer Kesselblech-Regelmaschine.

weiteren Verbreitung der Dampfmaschinen hauptsächlich beitrug, die transportablen Arten überhaupt erst ermöglichte. Aus der Vereinigung des Hoch- und Niederdruckprinzips sind schließlich die jetzigen Ein- und Mehrfach-Verbundmaschinen hervorgegangen, die sich durch eine bessere Umwandlung der Kohlenheizkraft in mechanische Energie auszeichnen. Zur Speisung der Hochdruck- oder Verbundmaschinen ist es selbstverständlich stets erforderlich, im Kessel Dampf von höherer Spannung zu er-

zeugen; heutzutage sind 12 und 13 Atmosphären keine Seltenheit. Zum Bau solcher Kessel Gußeisen wählen zu wollen, wäre undenkbar. Dazu kennt man jetzt andere Materialien: die einzelnen Sorten des Schmiedeeisens, besonders das Siemens-Martin-Flusseisen, aus dem man die schweren Tafeln der Kesselbleche herstellt. Wir wollen darum, wenn wir das Werden des Dampfkessels betrachten, auch kurz die Gewinnung der Kesselbleche schildern.

Das Roheisen, das man auf dem Hüttenwerk im Hochofen aus den Erzen schmilzt, ist im allgemeinen mit Gußeisen identisch, weil es den selben relativ hohen Kohlenstoffgehalt, ungefähr 4 Prozent, und infolgedessen die gleichen Eigenschaften besitzt. Um das Roheisen in Schmiedeeisen zu verwandeln, muß man den Kohlenstoffgehalt bedeutend verringern, was durch die einzelnen Verfeinerungsmethoden geschieht. Die ersten derselben, die sich auf alle Arten des Schmiedeeisens erstrecken, bezeichnet man im Hüttenwesen als „Frisharbeiten“, zum Unterschied von den speziellen Nachbehandlungsverfahren. Beim Frischen handelt es sich hauptsächlich um eine Oxydation des überschüssigen Kohlenstoffes, d. h. dieser Körper wird durch das Einbringen von Sauerstoff herausgebrannt, und zwar zunächst vollständig; mit künstlichen Maßnahmen fügt man danach dem Metall wieder soviel Kohlenstoff zu, daß er noch unter 1/2 Prozent austrägt. So macht man es bei den Methoden der Flußeisengewinnung, unter denen die bekannteste das Bessemerverfahren ist, wo das Roheisen in der Bessemerbirne, einem hochgelegerten, oben konischen Gefäß vermittels kräftigen Preßluftstromes im feuerflüssigen Zustande vom Kohlenstoff befreit wird. Das Bessemerverfahren, nach dem man das Flußschmiedeeisen für T-Träger, Eisenbahnschienen usw. herstellt, kommt indes bei dieser Schilderung weniger in Frage, da gegen ihn es schon notwendig ist, neben dem Siemens-Martin-Verfahren der Flußeisengewinnung den Buddelprozeß zu erwähnen, dessen Produkt, Schweißeeisen, ebenfalls im Dampfkesselbau teilweise Verwendung findet. Zum Buddelprozeß dient ein Flammofen, der in seinem rechteckigen Längsschnitt aus zwei Partien besteht. Die vordere enthält einen Hohlraum mit horizontalem Rost in halber Höhe, darunter den Mächenfall, an der Seite der Feueröffnung, unter dem hitzebeständigen Gewölbe den waggericht-muldenförmigen Herd und den anschließenden Kaminkanal (Fuchs). (Schluß folgt.)



Im Rohbau fertiger Wasserrohrkessel.

# Der Sträfling.

Novelle von W. C. Morrow. Autorisierte Uebersetzung von H. Hesse.

(Schluß.)

„Das geschah vor fast zwei Jahren,“ bemerkte der Präsident. „Jetzt würden Sie ihn doch nicht mehr töten, nicht wahr?“ „Doch! Ich werde ihn töten, sobald sich nur die Gelegenheit findet, und eine Ahnung sagt mir, daß sich mir diese Gelegenheit bieten wird.“

„Gut. Fahren Sie fort.“

„Er schlug weiter — aus Leibesträften, mit beiden Händen. Ich fühlte, wie die zerfleischte Haut auf meinem Rücken sich kränzelte, und als ich den allzu schweren Kopf senken mußte, sah ich das Blut an meinen Beinen herabfließen und auf dem Boden eine tiefe Lache bilden. Und immer kämpfte und wand sich etwas in mir, und dies war es, das mich schmerzte. Ich zählte die Schläge. Beim acht- undzwanzigsten Hiebe war der innere Schmerz so heftig, daß es mir schwarz vor Augen wurde und ich nach Luft rang. . . . Ich kam wieder zu mir in der Dunkelzelle. Der Arzt hatte mir den Rücken mit einem Verband bedeckt und kniete nun neben mir und befühlte meinen Puls.“

Der Gefangene hatte geendet. Er warf einen ausdruckslosen Blick um sich, als hätte er fortgehen mögen.

„Und sind Sie seitdem immer in der Dunkelzelle geblieben?“

„Zawohl, Herr Präsident, aber das macht nichts.“

„Und wie lange?“

„Dreiundzwanzig Monate.“

„Bei trockenem Brot und Wasser?“

„Zawohl, aber weiter brauchte ich ja auch nichts.“

„Haben Sie es sich auch überlegt, daß man berechtigt war, Sie in der Dunkelzelle zu lassen, solange Sie bei dem Entschluß beharrten, den Direktor zu töten? In der Dunkelzelle können Sie nicht mehr lange leben, und wenn Sie darin sterben, werden Sie nie die gewünschte Gelegenheit finden. Wenn Sie versichern, den Direktor nicht zu töten, könnte er Sie wieder in eine gewöhnliche Zelle bringen.“

„Aber dann müßte ich ja lügen, Herr Präsident. Ich hätte Gelegenheit, ihn zu töten, wenn ich in die Zelle zurückkehrte. Allein ich will lieber in der Dunkelzelle sterben, als ein Lügner und Heuchler sein. Wenn Sie mich in die Zelle zurückschicken, töte ich ihn. Aber ich werde ihn auch so ums Leben bringen. Ich werde ihn bestimmt töten . . . und er weiß es auch.“

Offenherzig und unverföhlich zeigte sich die Rachsucht in diesem ruinierten Menschen. Nur zwei Schritte entfernt stand er vor uns — nicht großsprecherisch, sondern unerbittlich wie der Tod.

„Ist Ihre Gesundheit sonst gut, abgesehen von Ihrem Schwächezustand?“ fragte der Präsident.

„D, ziemlich gut,“ antwortete der Sträfling matt. „Zwar kehrt der bohrende Schmerz zuweilen wieder, aber wenn ich dann erwache, geht es mir besser.“

Der Gefängnisarzt legte das Ohr an die Brust des Gefangenen und flüsterte dem Präsidenten einige Worte zu.

„Ich dachte es mir wohl,“ antwortete dieser. „Führen Sie nun den Mann ins Hospital. Er soll ein Bett haben, wo Licht und Sonne ihn stärken, und bekommt kräftige Kost.“

Ohne auf diese Reden zu hören, ging der Sträfling schleppenden Schrittes hinaus, gefolgt von einem Wärter und dem Arzte.

Der Gefängnisdirektor saß in seinem Bureau; er war allein mit der Nr. 14208.

Was den Sträfling am meisten in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß man ihn so frei und noch dazu unter vier Augen dem Manne gegenüberstellte, den er zu töten beschlossen. Die Ketten hatte man ihm abgenommen. Die Tür war verschlossen, und der Schlüssel lag auf dem Tische zwischen ihnen. Die drei Wochen, die er im Hospital verbracht, hatten ihm gut getan, doch war sein Antlitz noch immer leichenfahl.

„Der Akt der Inspektoren vor drei Wochen,“ begann der Direktor, „machte mein Abschiedsgesuch notwendig. Ich habe die Ernennung meines Nachfolgers abgewartet, der jetzt sein Amt angetreten hat. Heute verlasse ich diese Strafanstalt. Doch in diesem Augenblick habe ich Ihnen etwas mitzuteilen, das Sie interessieren dürfte. Ein Sträfling, der im vorigen Jahre nach Verbüßung seiner Strafe entlassen wurde, hat kürzlich in der Zeitung von Ihnen gelesen und mir geschrieben. Er gesteht, daß er unter Ihrem Namen Ihren Tabak von dem Oberwärter verlangt und erhalten hat. Er heißt Salzer und hat große Neugierigkeit mit

griffen hatte. Von Anfang an habe ich Ihr Benehmen falsch beurteilt und mein Gewissen dadurch mit einer Schuld beladen, die mich zeitlebens bedrücken wird. Wäre es nicht zu spät, so würde ich alles tun, was nur in meiner Macht stände, um das Leid wieder gut zu machen, das ich Ihnen zufügte. Hätte ich das Unrecht erkennen und seine Folgen voraussehen können, so würde ich eher ohne Zaudern mein Leben hingegeben haben, als die Hand zu erheben und Sie in die Dunkelzelle zu werfen. Unser beider Leben ist nun verpfuscht. Ihr Leid gehört der Vergangenheit an, das meinige aber der Gegenwart und wird nur mit meinem Leben enden. Denn auf meinem Leben lastet nun ein Fluch, und ich ziehe es vor, freiwillig von dieser Welt zu scheiden.“

Totenblatz, doch mit entschlossener Miene nahm der Direktor einen geladenen Revolver aus der Schublade und legte ihn vor den Sträfling.

„So, nun haben Sie die gewünschte Gelegenheit,“ sagte er ruhig. „Niemand kann Sie hindern. . . .“

Der Gefangene atmete tief und schwer. Dann trat er von der Waffe zurück, als sei es eine giftige Schlange.

„Noch nicht . . . noch nicht!“ rante er angsterfüllt.

Die beiden Männer saßen einander gegenüber, Aug in Aug, ohne mit einem Muskel zu zucken.

„Fürchten Sie sich vor der Tat?“ fragte der Direktor.

Ein flüchtiger Blick leuchtete in den Augen des Sträflings auf.

„Nein!“ leuchtete er. „Sie wissen es recht gut. Ich kann ja nicht . . . noch nicht . . . noch nicht.“

Wie ein Loter erhob sich der Gefangene — taumelnd, leichenfahl, mit starren Augen und schimmernden Zähnen.

„Endlich sind Sie am Ziel! Sie haben mich überwunden! Ein menschliches Wort hat vollbracht, was weder Dunkelzelle noch Peitsche vermochten . . . Jetzt bohrt es wieder in mir. Um dieses einen Wortes willen könnte ich Ihr Sklave sein.“

Reichliche Tränen entfielen seinen Augen.

„Ich kann das Weinen nicht unterdrücken. Ich bin fast nur ein Kind . . . und glaube doch, ein Mann zu sein.“

Er wankte.

Da umfieng ihn der Direktor und ließ ihn auf den Stuhl gleiten. Er ergriff die Hand des Sträflings und fühlte einen festen, ehrlichen Druck. Die Augen des Unglücklichen rollten ausdruckslos. Ein schmerzlicher Krampf ließ ihn die Hand auf die Brust pressen. Seine fleischlosen Finger zerkrallten das Hemd. Ein mattes Lächeln lag auf seinem Antlitz und ließ die Zähne noch auffälliger schimmern.

„D, dieses menschliche Wort!“ rante er. „Hätten Sie es doch längst gesprochen! . . . Doch . . . jetzt geht . . . geht es mir gut . . . ich gehe . . . gehe morgen . . . wieder zur Arbeit . . .“

Er drückte die Hand des Direktors ein wenig fester und ließ sie dann los. Die in das Hemd gekrampften Finger streckten sich und die Hand sank herab. Der müde Kopf fiel zurück und ruhte auf der Lehne des Stuhles. Das Lächeln auf dem Marmorantlitz erstarrte. Es waren nur noch die gebrochenen Augen und schimmernden Zähne eines Toten, die empor zur Decke glänzten. —

~~~~~

## Gelübde.

Wir wollen schützen das Recht,  
Befreien den Knecht,  
Verteidigen die Wahrheit  
Und schaffen Gerechtigkeit,  
Bis daß unser Augenlicht  
Im Code bricht.

Robert Biedel.

~~~~~

Ihnen. Er hatte seinen Lohn erhalten, und als er kam und den Lohn forderte, hielt der Oberwärter ihn für Sie und gab ihn ihm. Der Bediente hatte nicht im entferntesten die Absicht, Sie zu betrügen.“

Der Sträfling atmete mühsam und beugte sich gespannt nach vorn.

„Bis zum Empfang dieses Briefes,“ fuhr der Direktor fort, „hatte ich mich den Bestrebungen für Ihre Begnadigung feindlich gezeigt. Doch sobald ich diesen Brief erhielt, habe ich gleichfalls um Ihre Begnadigung nachgesucht, und soeben hat man sie Ihnen gewährt. Ferner haben Sie eine schwere Herzkrankheit. — Sie sind jetzt frei.“

Der Blick des Sträflings wurde starr, und stumm richtete er sich auf. Ein seltsamer Ausdruck lag in seinen Augen und die weißen Zähne schimmerten drohend zwischen den geöffneten Lippen, doch eine gewisse sanfte Schwermut milderte die Härte seiner Gesichtszüge.

„In vier Stunden fährt der Omnibus zum Bahnhof,“ sagte der Direktor. „Sie gaben gewissen Drohungen gegen mein Leben Ausdruck . . .“

Der Direktor hielt inne. Dann war seine Stimme vor Erregung bewegt, als er erklärte: „Ihre Absichten in dieser Beziehung — ich will nicht weiter darauf eingehen — werden mich in keiner Weise hindern, das zu erledigen, was ich als Mensch dem Menschen gegenüber für meine Schuldigkeit halte. Ich habe Sie mit einer Strenge behandelt, deren Maßlosigkeit ich erst jetzt erkenne. Ich glaube recht zu haben. Es war mein verhängnisvoller Irrtum, daß ich Ihre Natur nicht be-

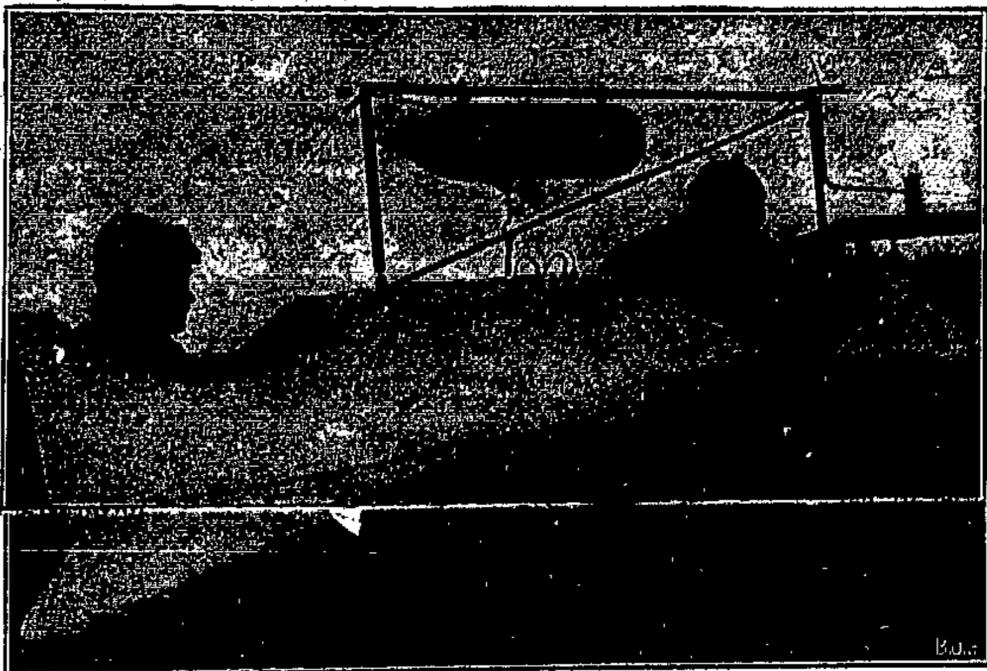
**Berlin als Hafenstadt.** Wer an den St. Pauli-Landungsbrücken in Hamburg steht und auf das vom riesigen Frachtdampferverkehr aufgeregte Wasser des Hafens blickt, wer die gewaltigen Kolosse der Seeschiffe langsam heranziehen und verschwinden sieht, die Arbeit an der langen Kai- und zwischen rauchenden Schloten und himmelstrebenden Masten beobachtet, dem wird nicht einfallen, daß man jemals einen Vergleich zwischen diesem imposanten Massenatomb der Arbeit und der stillen Emsigkeit auf der kleinen Spree in Berlin ziehen könnte. Aber man vergißt gar zu leicht, daß es in ganz Deutschland nur einen Hamburger Hafen gibt! Die Spree in den Mauern Berlins gewinnt sofort an Bedeutung, wenn wir den Verkehr auf ihr mit dem auf anderen großen Binnenplätzen oder dem in Seehäfen nicht so überragender Bedeutung wie Hamburg vergleichen. Da stellt sich dann heraus, daß sich nur ein paar Rheinhäfen, Mannheim-Ludwigshafen und Duisburg-Ruhrort, beides Orte mit eigenartigen Verkehrsbedingungen, neben oder über Berlin als Hafenstadt zu stellen vermögen, daß Berlin sich zwar nicht neben dem Seeverkehr Hamburgs, wohl aber neben dessen Binnenverkehr ruhig sehen lassen kann und daß es sogar den Verkehr eines Seehafens von der Bedeutung Stettins an Tonnenzahl übertrifft. Die von der Spree durchflossene Ansiedelung von mehr als drei Millionen Menschen, die sich Groß-Berlin nennt und westlich bis an die Havel, östlich an die Dahme heranreicht, braucht eben einen gewaltigen Güterverkehr auf dem Wasser und hat ihn natürlich auch. Vor längerer Zeit ging durch die Presse eine Notiz, nach der der Warenverkehr im Pariser Hafen den des großen Seehafens Marseille übertrafen sollte. Nun, auch der Güterverkehr auf den Wasserstraßen Groß-Berlins erreicht wenigstens den des Pariser Hafens. Auf der Spree allein betrug der Gesamtverkehr im Jahre 1909 8586870 Tonnen. Rechnet man dazu den Verkehr auf dem Spandauer und Tegeler Gebiet sowie auf dem Teltowkanal und der Dahme, so kommt eine Ziffer heraus, welche die 7808798 Tonnen des Pariser Hafensverkehrs weit übertrifft. Was die Zahl der Schiffe anbelangt, so überholt Berlin wohl jeden deutschen

Binnenplatz, selbst den Binnenverkehr Hamburgs. Zum Teil erklärt sich diese für Berlin günstige Ziffer daraus, daß hier die Schiffe vielfach kleiner sind als die in Hamburg verkehrenden. Auf den märkischen Wasserstraßen ist noch herrschend das sogenannte Pinowschiff, die „Pille“, von etwa 200 Tonnen Tragfähigkeit. Diese Fahrzeuge, welche unsere Leser auf einem unferen Bilder sehen, bringen hauptsächlich Baumaterialien aus der Mark und den mecklenburgischen Gewässern nach Berlin, verkehren aber auch mit anderen Gütern nach Stettin, westwärts ihre Außenmaße denen der Schleusen im Pinowkanal angepaßt sind. Natürlich können sie auch andere Wasserstraßen befahren und es gibt unter ihnen sogenannte „Passfähne“, die fest eingebaut sind und ihre Reisen bis nach den Häfen der Ostseeküste sowie den Stralsunder und Rügenischen Hobbengewässern ausdehnen. Mit ihren auf drei Masten ausgepannten sogenannten Spritzsegeln bilden sie eine charakteristische Erscheinung der unteren Oder und des Stettiner Haffs. Seit einigen Jahren ist in Berlin auch die Motorzille aufgekauft. Eine große Gesellschaft, die „Ziegeltransportgesellschaft“, hat circa 200 eiserne, mit Elektromotoren ausgerüstete Rähne aufs Wasser gesetzt, welche der Privatschiffahrt eine schwere Konkurrenz bereiten.

Nach der Oder verkehren die sogenannten „Dreslauer Maß“fähne, Schiffe von etwa 400 Tonnen, bei 50 Metern Länge und 8 Metern Breite. Ihre Größe wird bedingt durch die Abmessungen, welche die Schleusen des Spree-Oberkanals haben. Im „Dreslauer Maß“, nur etwas schlanker, sind auch die großen Frachtdampfer des „Berliner Lloyd“ gehalten, von denen unsere Leser mehrere unter den Schiffen vor dem Speicher im Humboldthafen abgebildet liegen sehen. Diese Fahrzeuge verkehren mit Gilfracht zwischen Hamburg und Berlin, auch nach der Saale hin und auf der Durchfahrt durch Berlin zwischen Hamburg und Breslau. Sie sind hochmodern ausgestattet mit Maschinen von mehr als 200 Pferdekraften, mit Doppelschrauben, Dampftruber, das von der Kommandobrücke bedient werden kann, Lademaschinen und Dampfwinden zum Heben der Güter. Allein diese eine Berliner Gesellschaft besitzt nicht weniger als 24 große Gilfracht-dampfer, 11 Schlepp- und Bugfrachtdampfer, 59 Frachtfähne, meist zu 400 und 600 Tonnen, mehrere große

Motorfahrzeuge, 87 Schuten und 4 Leichter. Seltener als die Frachtdampfer kommen in die Berliner Häfen jene großen Hinteradampfer, welche die Schleppzille auf der Elbe und Havel befördern. Doch sieht man auch gelegentlich diese riesigen Vertreter des Binnen-schiffahrtstyps, die Maschinen von nie weniger als 600, oft über 1000 Pferdekraften beherbergen. Auf der Spree ist es nicht gestattet, mehr als vier Fahrzeuge in einem Zuge zu schleppen, deswegen überlassen die Rähnen der Elbe diese ihrer unwürdigen Aufgabe den nur 150—200 pferdigen Berliner Schraubenschleppern, die wir, wie unser Bild zeigt, oberhalb der Schleusen in ganzen Scharen auf Arbeit wartend liegen sehen.

Bringen die „Oberfähne“, die 400-Tonnen-Schiffe, hauptsächlich schlesische Kohle nach Berlin, so kommt der Elbelahn, offiziell das 800-Tonnen-Schiff — von den Schiffern „Plauer Maß“ (nach den Abmessungen der Schleusen im Plauer Kanal) genannt — mit riesigen Getreide- und Mehl-ladungen aus Hamburg. Das Getreide wird in Berlin vielfach zu Mehl weiter verarbeitet und dann unter Umständen wieder ausgeführt. Gelagert wird es in riesigen Speichern, die sich aus den mächtigen, 84 Meter langen und 8 Meter breiten „Oberländer Rähnen“ — um auch einmal einen Hamburger Ausdruck zu gebrauchen — mit elefantentrißelartigen Einrichtungen vollsaugen. Sehr



Beim Wettflug Berlin—Wien ging Hellmuth Stirt auf seinem Kumpfer-Eindecker (mit Passagier) als Sieger hervor. Stirt hat die Strecke, für welche der Schnellzug 11 Stunden gebraucht, in 7 Stunden 20 Minuten zurückgelegt.

oft kommen diese Ladungen, wie natürlich auch andere Güter, unter Zollverschluss in Berlin an. Die Berliner haben deswegen, was aber den meisten von ihnen völlig unbekannt ist, einen „Freihafen“ in ihren Mauern. Am rechten Spreeufer, unterhalb der Moltkebrücke, ziehen sich die Zollschuppen des „Neuen Packhofs“ bis zu dem Ufer gegenüber den „Belteln“ im Tiergarten hin. Ihnen gegenüber hat auch der „Berliner Lloyd“ seine Hauptanlegestelle für den Gilgüterverkehr mit Hamburg und hier entwickelt sich das Hafensbild auch in einer Gestalt, daß man an den Verkehr in Seehäfen erinnert werden kann.

Tief im Bause der großen Dampfer arbeiten Menschen im Schweiß ihres Angesichts. Oben leitet ein Mann die Prozedur. Jetzt ist der hinauszubefördernde Gegenstand in der Schlinge oder am Galen befestigt. „Hier!“ tönt das Kommando. „Mrrr-pf-pf“ macht die Dampfwinde, und ein schwerer Papierballen, ein mächtiges Faß oder eine riesige Kiste klimmen fröhlich in die Höhe, besinnen sich einen Augenblick und schwenken dann lustig nach dem Ufer, mitten über einen leeren Wagen. „Zump!“ tönt ein neuer Kommandoruf. „Mrrr-rattattat“ fausen die festen Drahtseile durch die Blöcke und an den dicken, runden Spieren vorbei, und gehorsam senken sich der Ballen, das Faß, die Kiste auf den Rollwagen. Nur hurtig; dort stehen in langer Reihe andere leere Wagen, die auch beladen werden wollen! Und schon schwenkt oben an der Fahrschraube das erste schwerbeladene Rollfuhrwerk ein, das seine Last in den Bauch des wieder leergewordenen Schiffes entleeren will. Der Rutscher flucht über den Aufenthalt, der ihm entsteht, weil der Dampfer noch nicht völlig gelöst hat; aber die Pferde machen sich ruhig über das Geräusch aus Hafer und Häcksel her, das er ihnen in einem an der Deichsel hängenden Holzlasten zubereitet.

Berlin liegt außerordentlich günstig für seine Versorgung auf dem Wasserwege. Es hat Verbin-

dungen nach der oberen und unteren Elbe und Oder, es hat das weite Netz märkischer Seen, Flüsse und Kanäle und in der Spree eine für Binnenschiffe geradezu ideale Wasserstraße, die nie unter Hochwasser oder Dürre leidet und überall das Anlegen von bis zu zwei Meter tiefen Schiffen gestattet. An die fünfzig Kilometer ziehen sich innerhalb der Stadt die Ufer hin, zum großen Teil mit Dampftrahnen versehen, überall aber wenigstens für Menschenkraft-Lade- und Ausladegelegenheit gebend.

**Windkraftwerke.** In immer steigendem Maße wertet man die reichen Kräfte des Wassers zur Erzeugung elektrischer Energie. Ganz natürlich sind in dieser Beziehung die gebirgigen Gegenden begünstigt, weil eben das Gefälle, der Unterschied zwischen hoch und tief, der treibende Faktor ist. Auf den weiten Ebenen Norddeutschlands, die sich nun dieses Naturschazes nicht erfreuen, existiert aber eine andere Kraftquelle, freilich nicht so ergiebig, wie die vorige: der Wind. Wie man ihn seit langen Zeiten dazu benutzte, in den Windmühlen das Getreide zu mahlen, so ist man neuerdings auch daran gegangen, ihn zur Erzeugung elektrischer Energie heranzuziehen. Die Bewältigung dieser Aufgabe bietet jedoch mancherlei Schwierigkeiten. Nicht allein, daß eine solche Anlage im Interesse der Wirtschaftlichkeit eine gewisse Leistungsfähigkeit aufweisen und man deshalb anstatt der alten

Windmühlen ausschließlich die modernen vielstümmigen Windturbinen größerer Bauart verwenden muß, sind es hauptsächlich die Störungen, die sich infolge der oft hohen Unregelmäßigkeit der Luftströmung bemerkbar machen. Im übrigen ist die Einrichtung eines Windkraftwerkes nicht allzu kompliziert. Die Bewegung des stets mehrere Meter im Durchmesser breiten Flügelrades wird durch Regelradwellen in dem eisernen Turmgerüst herabgeleitet und unten mittels Riemen auf eine Dynamomaschine übertragen. Der Schwierigkeiten, die sich aus wechselnder Windstärke ergeben, sucht man mit verschiedenartig konstruierten, automatischen Regelvorrichtungen Herr zu werden. Bei mäßigem Wind sorgt man dafür, daß die Dynamomaschine nicht eher in Gang kommt als bis eine bestimmte Rotationsgeschwindigkeit erreicht ist, und dann hält man die Energielieferung entsprechend mäßig. Unter starkem Wind vermeidet man ebenso die Ueber-schreitung der zulässigen Tourenzahl. Die Schwankungen in der Energielieferung werden durch eine Akkumulatorenbatterie ausgeglichen. — 16.

**Die moderne Kunstabewegung in der Malerei** kann nun bereits auf einige Jahrzehnte ernsten und erfolgreichen Ringens zurückblicken. Wohl waren nicht alle berufen, die da kamen; aber dennoch legte der frische Hauch, den die achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachten, manches Alte hinweg, das nicht mehr am Plage war. Die skandinavischen, skandinavischen, ein paar Franzosen und Belgier, auch Holländer, u. a. der unlängst verstorbene Josef Israels, schlugen die Dresche in die geheiligten Traditionen der damals marktfähigen Kunst. In Deutschland war Max Liebermann einer der ersten, die die neuen Bahnen gingen. Mutig und tätig, dazu ausgerüstet mit einem großen Können, stellte er sich in die vordersten Reihen der Vorkämpfer um eine neue Maltechnik und um neueren künstlerischen Inhalt der Gemälde. Alle seine Bilder, von denen wir im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl in diesen Blättern reproduzierten, sind dem Leben abgelauscht; auch das Gemälde „Waisenmädchen“, das wir heute zum Abdruck bringen. Nun liegen — wohl zum erstenmal — Reproduktionen nach Liebermannschen Gemälden in einem prächtig ausgestatteten Sammelbande vor. Gustav Paull hat die Herausgabe, der eine biographische und kunstgeschichtliche Einleitung vorausgeschickt ist, besorgt. Die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart zeichnet als Verleger dieses 19. Bandes der „Klassiker der Kunst“ (Nr. 10 Nr.). In 808 prächtigen Abbildungen wird uns das künstlerische Schaffen Max Liebermanns, das gegenwärtig noch keineswegs als abgeschlossen angesehen werden darf, vor Augen geführt. Die hier und da auf zahllosen Ausstellungen zerstreut gewesenen Gemälde sind in diesem Bande zu einem Ganzen zusammengereimt und geben auf diese Art einen guten und umfassenden Ueberblick auf Liebermanns bisheriges Kunstschaffen. Die sorgfältig und vorzügliche Ausstattung des Buches, vor allem der muster-gültige Bildruck, machen den neuen Band der „Klassiker der Kunst“ zu einem Prachtwerk, das man mit Freuden begrüßen kann.